

Wolfgang Huber

Predigt am Dritten Advent, 16. Dezember 2018,

in der Pauluskirche Berlin-Zehlendorf

Römer 15, 4-13

Liebe Gemeinde,

Nun begehen wir schon den dritten Sonntag der Vorbereitung auf Weihnachten. Das Vorbereiten ist anstrengend, und manche haben Angst, ob sie alles schaffen. Doch schlimmer noch als das Vorbereiten ist das Warten.

Schon bei der Vorbereitung gilt: sie steht in keinem Verhältnis zum Ergebnis. Manche Leute rechnen aus, wie lange ein Festmahl vorbereitet wird: Was soll es geben, wo wird eingekauft, wer deckt den Tisch, wann wird das Gemüse geputzt, wer füllt die Gans, wer formt die Knödel? Wenn man all das addiert, ist die dafür aufgewendete Zeit riesenhaft, verglichen mit den fünfzehn Minuten, in denen tüchtige Esser das alles verschlungen haben. Einer meiner Freunde behauptet, auf diese Weise bringe man dreißig Minuten an Vorbereitung auf für jede Minute, die man schließlich aufs Essen verwendet. Als ich nachrechnete, fiel mir auf, dass er mit dem Rechnen erst beim Einkaufen anfing. Die Zeit der Landwirte, der Ernährungsindustrie, der Supermärkte, des Einzelhandels und der bewundernswerten Menschen am Marktstand hatte er schlicht übergangen. Das Vorbereiten dauert umso länger, je weiter man in der Lieferkette zurückgeht.

Trotzdem ist das Warten noch schlimmer als das Vorbereiten. Vier Adventswochen oder zumindest drei, aber nur drei Weihnachtstage. Drei Tage nenne ich nur deshalb, weil inzwischen der Heilige Abend schon längst zum Eiligen Tag geworden ist. Schon morgens knallt es, weil jemand Weihnachten und Silvester verwechselt hat. Und wer der erste sein will, muss früh anfangen. Aber auch ohne solche Auswüchse stehen die langen Adventswochen und die kurzen Weihnachtstage in einem krassen Missverhältnis zueinander. Das Warten dauert wirklich sehr lang.

Damit wir uns ans lange Warten gewöhnen, enthält der Gottesdienst für den Dritten Advent ungewöhnlich lange biblische Lesungen. Die Lektorin für diesen Gottesdienst hat mich ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht und mich deshalb ermahnt: Die Lesungen sind lang; predige bitte kurz. Es hat etwas Erfrischendes, wenn die eigene Ehefrau Lektorin ist. Aber es stimmt: wir haben es heute mit biblischen Texten zu tun, die uns das lange Warten noch länger machen wollen.

Erst hörten wir einen Text aus dem Alten Testament, nämlich die Sätze, mit denen der zweite Teil des Jesaja-Buchs beginnt (Jesaja 40, 1-11). Da redet ein Prophet den müden Israeliten gut zu, die erschöpft und niedergeschlagen als Gefangene in Babylon angekommen sind. Aus ihrer Resignation ruft er sie heraus mit einer Aufforderung, die es in sich hat. Imperative wie Donnerhall: „Bereitet dem Herrn den Weg. Erhebe deine Stimme und fürchte dich nicht.“

Um was für einen Weg es sich handelt, erfuhren wir im Evangelium für diesen Sonntag, dem Lobgesang des Zacharias, der als Vater Johannes' des Täufers zu einem Glaubenszeugen ganz eigener Art wurde (Lukas 1, 67-79). Er wird in seinem Lobgesang, seinem *Benedictus*, sogar so kühn, eine Aufforderung an Gott zu richten: „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“.

Nimmt man den alttestamentlichen Propheten und den neutestamentlichen Beter zusammen, ist die Folgerung klar: Nur von Gott her kennen wir den Weg, den wir ihm selbst bereiten sollen. Es ist der Weg des Friedens, der Begegnung, der Offenheit für andere.

„Bereitet dem Herrn den Weg!“ Und: „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens!“ Zu dieser doppelten Aufforderung passt der Briefabschnitt des Apostels Paulus, der uns für die heutige Predigt vorgegeben ist. Auch er ist lang; er steht im Römerbrief des Apostels Paulus im 15. Kapitel. Ich habe ihn gekürzt, damit Sie nicht noch einmal über einen langen Bibeltext stöhnen müssen. Aber achten Sie darauf, ob Sie in ihm auch eine Aufforderung finden, einen Imperativ, der zu den bisherigen passt – zu der Aufforderung,

dem Herrn den Weg zu bereiten, und zu der Einsicht, auf welchen Weg Gott selbst uns leiten will, nämlich auf den Weg des Friedens.

Im fünfzehnten Kapitel des Römerbriefs heißt es (v. 4-7. 13): Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, damit wir durch Geduld und den Trost der Schrift Hoffnung haben. Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid untereinander, wie es Christus Jesus entspricht, damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus. Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre. Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.

Der Apostel Paulus kannte die Hebräische Bibel, unser Altes Testament gut. Er war nicht der Meinung, dass in ihm in direkter Form von Jesus Christus die Rede war. Der Grundton, mit dem dieser Teil der Heiligen Schrift auf das Christuszeugnis des Neuen Testaments hinführt, war für ihn anderer Art. Dieser Grundton heißt Hoffnung. Alles, was im ersten Teil der christlichen Bibel steht, hat nach der Auffassung des Apostels seinen Sinn daran, Menschen zur Hoffnung zu erziehen. An dieser Hoffnung sollen wir immer reicher werden. Und woran erkennt man Menschen, die sich von der Hoffnung bestimmen lassen? Die Antwort steckt in dem knappen Imperativ, den man seiner Kürze wegen beinahe überhört, aber den Sie natürlich alle herausgehört haben. Er heißt schlicht und ergreifend: Nehmt einander an! Daran erkennt man Menschen der Hoffnung. Sie beurteilen andere nicht nur an dem, was auf der Hand liegt und sich leicht einordnen lässt: an ihren Leistungen oder, wie man heute sagt, an ihrer Performance, sondern daran, wozu sie bestimmt sind. Menschen sind dazu bestimmt, Gott die Ehre zu geben.

Das geht ziemlich weit. Die Aufforderungen des alttestamentlichen Propheten und des gütigen Zacharias mögen ja noch angehen: Beiden kam es darauf an, Gott den Weg zu bereiten, ihn zu loben und zu preisen, seiner Barmherzigkeit Raum zu schaffen. Damit kann man sich abfinden. Derartige

Aufforderungen mögen zwar heute etwas altmodisch klingen, aber das Altmodische ist ja gerade das Nette an der Adventszeit: „Advent, Advent, ein Lichtlein brennt, erst eins, dann zwei, dann drei ...“ In der Adventszeit dürfen es sogar echte Kerzen sein, obwohl das dem Stand der Technik schon lange nicht mehr entspricht. Doch „nehmt einander an“? Das klingt zu unbequem. Es ist ein Zacken zu viel. Ist das Advent: Einen, mit dem ich schon lange fertig bin, anzunehmen, als sei nichts gewesen? Einen Geschwisterstreit unter den Teppich zu kehren, nur weil Advent ist und kein Stress das Weihnachtsfest stören soll? Eine alte Fehde begraben, statt sie fürs neue Jahr auf Wiedervorlage zu legen?

Wie viel mehr lieben wir die Musik der Engel, die Chöre der Hirten, die Glocken, die süßer nie klingen als zu der Weihnachtszeit! Seien wir ehrlich: Gott loben ist einfach, wenn wir es mit dieser Aufforderung vergleichen: Nehmt einander an!

Die unbequeme Adventsaufforderung geht sogar noch weiter. Allerdings nicht so, wie wir vermutet hätten: Es heißt nicht: Nehmt den anderen an, dann werdet auch ihr angenommen! Verzeih dem anderen, damit er dir das nächste Mal auch verzeiht! Dann könnt ihr beide mit einem unehrlichen Laisser-faire auch über das nächste Jahr kommen. Nein, dieser Satz wird anders fortgesetzt. Haben Sie seinen zweiten Teil noch im Ohr: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre!“

Das ist geradezu die Umkehrung dessen, womit wir normalerweise rechnen. Das Verfahren heißt nicht: „Nimm den anderen an, dann wirst auch du angenommen“. Sondern: „Du bist angenommen, darum nimm andere an.“ In Christus, dem Kind in der Krippe, dem Leidenden am Kreuz, den Gott aus dem Tod ins Leben ruft: in diesem Christus bist du angenommen und geliebt, deshalb kannst du andere annehmen. Du bist beschenkt, deshalb kannst du etwas davon weitergeben. Du bist begabt, darum kannst du anderen Gaben bereiten. Gott lässt dich an seiner Fülle teilhaben, deshalb etwas davon abgeben. Du bist von Gott angenommen, deshalb nimmst du andere in diese Güte Gottes mit hinein.

In der Geschichte unseres Glaubens waren es zunächst die Glieder des jüdischen Volkes, die sich auf diese Annahme durch Gott verließen und in dem Bewusstsein zusammenhielten, dass sie Gottes Bundesvolk waren. In Jesus Christus weitete sich der Kreis: Nicht nur die Juden, sondern auch die Heiden waren von Gott angenommen. Verhängnisvoller Weise meinten später Heidenchristen, sie müssten die Juden ausgrenzen, um selbst der Annahme durch Gott sicher zu sein. Noch heute beklagen wir die Folgen dieses Irrwegs. Immer wieder aufflammender Antisemitismus ist ein Zeichen für ihn. Dem müssen wir als Christen entgentreten; denn Jesus Christus kam als Jude auf die Welt und blieb dies bis zu seinem Tod.

Die meisten heutigen Christen sind ihrer Herkunft nach Heiden: Das verdanken sie der Großzügigkeit Gottes, die in dem Juden Jesus erkennbar wurde. Dass wir christlichen Heidenkinder bedingungslos, aus Liebe angenommen sind, kann uns einen Hinweis darauf geben, wie wir heute mit „Heiden“ umgehen können. Sie begegnen uns als religiös Indifferente oder säkulare Menschen, wir treffen sie als Nachbarn, die Weihnachten feiern, vielleicht auch neben uns im Weihnachtsgottesdienst, ohne an Gott zu glauben. Wir brauchen in diesen Tagen nicht darüber zu grübeln, dass ihnen das Entscheidende fehlt. Wir können sie annehmen, weil sie angenommen sind. Ob sie das merken, hängt vielleicht an uns: Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat, zur Ehre Gottes.

Das, liebe Gemeinde, ist der kurze Sinn der langen Texte für den Dritten Advent. Möge uns dieser kurze Sinn nicht aus dem Sinn gehen. Das gebe uns Gott. Sein Friede, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.